

Die molekulare Onkologie sucht in den Zellen nach Ursachen der Tumorentstehung bei Betroffenen. Dadurch sollen Krebstherapien immer individueller werden.

Von Teresa Guggenberger

Ist jede Krebserkrankung gleich? Keineswegs. Sie unterscheiden sich nicht nur nach den Körperregionen, in welchen der Tumor auftritt – auch die Ursache und die Beschaffenheit der Tumore sind verschieden. Das führt auch dazu, dass je nach Patientin oder Patient eine vollkommen andere Behandlung sinnvoll sein kann. Doch wie kann man herausfinden, welche Ursache einer Krebserkrankung zugrunde liegt?

Damit beschäftigt sich die molekulare Onkologie, wie Experte Philipp Jost von der Med Uni Graz erklärt: „In der molekularen Onkologie versuchen

Tumorzellen im Visier der Wissenschaft



wir die Ursache der Krebsentstehung auf der Ebene der Zellen zu verstehen.“ Dazu wird Tumorgewebe präzise aufgearbeitet – mit dem Ziel, herauszufinden, welche Behandlung optimal ist. „Dazu muss man allerdings sagen, dass dies nicht bei jedem Tumor möglich ist. Es gibt Unterformen von Lungenkrebs, bei denen das sehr gut geht. Hingegen funktioniert es bei verschiedenen Varianten der Weichteiltumore schlechter“, sagt der Onkologe.

Meist wird eine solche Untersuchung bei Patientinnen und Patienten in fortgeschrittenen Stadien der Erkrankung gemacht. Am LKH Graz werden etwa monatlich zehn bis 15 Betroffene dahingehend untersucht. Eignen sich Patientinnen und Patienten für eine solche Untersuchung, wird ihnen diese vorgeschlagen. „Ein großer Vorteil ist sicherlich, dass die molekulare Onkologie es dann möglich macht, die betroffenen Tumore individuell zu ver-

stehen. Das eröffnet die Chance in solchen Fällen die Tumorthherapie abgestimmter zu gestalten: Es entstehen eine personalisierte Tumorthherapie und eine individualisierte Behandlung“, sagt der Onkologe.

Standardtherapien verlieren dadurch aber nicht ihren Wert: „Es gibt viele solcher Medikamente, die auch weiterhin gut und wichtig sind. Diese wirken auch unabhängig von den individuellen Eigenschaften des Tumors.“

Tumorerkrankungen: Kann man sich bedenkenlos impfen lassen?

Gerade für Risikogruppen ist die Corona-Schutzimpfung wichtig, um schwere Verläufe zu verhindern. Was es bei Krebs zu beachten gilt.

Eine Tumorerkrankung geht immer mit großer Belastung der Betroffenen und Angehörigen einher. Das Coronavirus sorgt nun noch für zusätzliche Sorgen – den Krebspatientinnen und -patienten zählen zur Risikogruppe. Aber kann hier die Schutzimpfung die Lösung sein? Und gibt es eigentlich Krebserkrankungen, bei denen man sich nicht impfen lassen sollte?

„Grundsätzlich gibt es das nicht“, sagt Onkologie Philipp Jost von der Med Uni Graz. „Bei allen Tumorerkrankungen kann man gefahrlos impfen. Es gibt keine Daten, die zeigen, dass die Erkrankung durch die Impfung beeinflusst werden kann.“ Was

allerdings passieren kann, ist, dass die Vakzine nicht ihre volle Wirkung entfalten können. Das kann in unterschiedlichem Ausmaß etwa aufgrund einer Chemo- oder Antikörpertherapie der Fall sein.

„Wenn eine solche Therapie läuft oder angedacht ist, macht man es daher so, dass man davor oder zwischen den Zyklen die Impfung verabreicht“, sagt der Experte. Dabei sollte ein Abstand von mindestens einer

Woche zwischen Impfung und Therapie eingehalten werden. Der genaue Abstand hängt von der Intensität der Therapie ab. Bis zum Ende der Therapie zu warten sei nicht zu empfehlen, da eine solche meist mehrere Wochen bis zu Monate dauern kann.

Mögliche Nebenwirkungen der Impfung seien in etwa dieselben wie bei Menschen ohne Vorerkrankungen. „Die Throm-

bosegefahr ist bei Tumorpatientinnen und -patienten erhöht“, sagt Jost. Gegen die Impfung spreche das aber keineswegs: Denn ein schwerer Covid-19-Verlauf würde mit einer noch um vielfaches höheren Thrombosegefahr einhergehen.

Und die Wahrscheinlichkeit auf einen schweren Krankheitsverlauf im Falle einer Infektion ist bei Betroffenen hoch. „Menschen mit bestehender Krebserkrankung oder Chemothera-